

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Abendzeitung für Nordbaden und die Pfalz. 1949-1951
1951**

(8.4.1951) Das Wochenende. Unterhaltungsbeilage der AZ

Das Wochenende

Unterhaltungsbeilage der AZ

Sonntag, 8. April 1931

Von Mensch zu Mensch

Und die Ehre?

Einer hat sich natürlich gefunden, der mir mit empörten Worten vorhält, in der „Verlustanzeige“, die vor acht Tagen an dieser Stelle stand, hätte ich einen entscheidenden Verlustposten verpasst oder wahrscheinlich absichtlich unterschlagen — den Verlust unserer nationalen Ehre. Ihrer seien wir verlustig gegangen, weil wir den Krieg wiederum durch Verrot (die Generale) und Versagen (das Volk) verloren, weil wir den Feind im eigenen Lande haben, weil wir mit den Siegern „paktieren“, statt uns ihnen mit allen Mitteln zu widersetzen, weil wir uns wie Sklaven in die Untreue fügen. Nun, man sieht, es sind die üblichen Argumente nationalistischer Unvernunft, mit denen ein Ehrverlust konstatiert und konstruiert wird, der höchst fragwürdiger Natur ist.

Was hat es denn auf sich mit der Ehre eines Menschen oder eines Volkes? Ist es eine Sache, die man durch Unachtsamkeit verlieren kann wie ein Taschentuch, oder die einem mit Gewalt entzogen wird wie eine Aktenetasche? Es gibt kaum ein Wort, mit dem so viel Mißbrauch getrieben wird, wie das Wort Ehre, und wer es nicht nur leichtfertig im Munde führt, sondern darüber nachdenkt, was es eigentlich meint, wird bald feststellen, wie schillernd, wiedelaut und schwer zu fassen „die Ehre“ ist. Selbst die Auskünfte großer Geister sind recht doppelsinnig. „Die Ehre“ ist nur ein unsichtbares Wesen, und oft besitzt sie der, der sie nicht hat“, heißt es bei Shakespeare, und Schopenhauer versucht die paradoxe Erklärung: „Die Ehre ist das äußere Gewissen und das Gewissen die innere Ehre“.

Gibt es verschiedene Arten der Ehre? Oder ist sie eine einzige bestimmte Qualifikation, die dem Menschen und seinem Tun anhaftet? Ohne Zweifel handelt es sich bei der Ehre um etwas sehr Empfindliches, und man braucht dabei nicht nur an junge Mädchen zu denken. Jeder Beruf, jeder Stand hat seine Ehre, und es soll immer noch Leute geben, die meinen, die Ehre eines Offiziers sei etwas Besseres oder Höheres als die Ehre eines Arbeiters.

Aber auf eine reine Unterscheidung müssen wir dringen — es

gibt eine äußere und eine innere Ehre. Zur äußeren Ehre, die der Mensch gewinnt, zählen Ruhm, Reichtum, Macht, Ansehen, Auszeichnungen aller Art und vieler Grade, die könnten ehrlich verdient, aber auch durch rücksichtslosen Ehrgeiz erworben sein. Zur äußeren Ehre gehört alles, was in den Augen der Welt gilt und doch höchst hinfällig und wandelbar ist, das „geschätzte Nichts der eitlen Ehre“, wie ein Dichter sagt, weshalb es dann auch verloren gehen und genommen werden kann, wie alles, was von außen gegeben wird. Ja, äußere Ehren können sogar auf einen Ehrlosen gehauen werden, und er wird sie tragen wie eine Parade-Uniform.

Anders steht es mit der inneren Ehre, sie wird nicht verliehen, man besitzt sie oder besitzt sie nicht. Sie ist eine moralische Verhaltensweise, eine Haltung der Sauberkeit, des redlichen Gewissens, die man auch und gerade unter müßigen und gefährlichen Umständen nicht aufgibt. Diese innere Ehre ist unverlierbar, sie kann niemandem von anderen genommen werden, und wenn die rührige Zunft der „Ehrabschneider“ einen Ehrenmann noch so sehr kündigt, seine Ehre treffen sie trotzdem nicht. Für den Verlust der inneren Ehre ist jeder selbst verantwortlich. Man verliert sie durch Unredlichkeit und Betrügerei, durch falsches Spiel mit Würden oder Worten, durch Eigennutz und Liebedienst, durch Würdelosigkeit. Und dieser Verlust ist in den Augen ehrlicher Leute treilich nicht leicht wieder gut zu machen.

Was aber vom einzelnen Menschen gilt, gilt auch vom Volke. Der Gang der Geschichte kann immer wieder den Verlust der äußeren Ehre mit sich bringen, aber ein verlorener Krieg, die Einbuße an Macht und Ansehen bedeuten noch nicht, daß ein Volk „ehrlos“ geworden ist. Das ist eine nationalistische Phrase, die auf primitive Rachegefühle spekuliert. Schwerer dagegen liegt, wenn ein Volk auf seinem Wege zum Ruhm durch Räuber und nationale Eigennutz, durch politische Unredlichkeit und wahnwitzige Verbrechen seine innere Ehre, seine menschliche Würde aus Spiel setzt.

Friedrich Rasche

Laßt uns auf Wolken schreiten

Von Jan MacKay

Es war kein Irrtum. Kaum aus dem Hause, spürte ich es schon. Es lag etwas in der Luft. Und als der Milchmann auf der Treppe des türkischen Konsulates zu pfeifen begann, da wußte ich es — der Frühling ist da!

Die Schubkarren der Blumenhändler am Oxford Circus waren mit einer Goldpracht herrlicher Osterglöckchen beladen und behagte hätte ich vor Übermut und Lebensfreude vor der Midland Bank getanzt. Chesterton tat das einmal, als er auf eine Notiz im Abendblatt stieß: Ein Mann in Minnesota hatte einen Hund gebissen.

Ich kaufte mir auch ein Abendblatt. Natürlich, die Nachrichten so düster wie möglich: die Hafenarbeiter streikten, weil sie mehr Geld in der Lohnhälfte sehen wollten, das Atom zertrümmerte in Las Vegas die Fensterscheiben. Über Oxford war ein 2400-Hektoliter-Teer-Tank explodiert; und die Themse hatte die Sportplätze Eton in solchem Maße überflutet, daß man annehmen konnte, die Schlacht von Trafalgar wäre auch dort gewonnen worden.

Trotz dieser Nachrichten sahen alle Menschen froh aus. Nicht nur die Mädels vom Ballett, sogar die Büroangestellten schienen auf Wolken zu schreiten, so schwabten sie die Regent Street entlang.

Der große Sturm war vorüber. Der Himmel hatte genau Blau, um Hemden für die Seeleute aller sieben Meere daraus zu schnitzen.

Der Überfall

Vier politische Witze leuerten einem Zensor in einer dunklen Straße auf. Als der Zensor auf seinen Rotstift gestützt des Weges kam, fielen die Witze über ihn her und verprügelten ihn.

„Wie kommen Sie dazu?“ rief der Zensor. „Ich habe Sie doch offiziell getötet!“

„Sie Narr!“ lachten die Witze.

„Haben Sie nicht eben gespürt, daß wir durch Ihr Verbot nur stärker geworden sind?“



Bilder - die erzählen

Wer sich in dieses Bild versinkt, wird bald das Gefühl haben, daß er nicht nur sieht, sondern auch hört. — den betäubenden Lärm der Arbeit, das Schwingen und Dröhnen in der Maschinenhalle eines Eisenwalzwerkes. Das Bild hat einen buchstäblich glühenden Mittelpunkt: Da hat ein Stochkarren ein rohglühendes Eisenstück unter die Walze gefahren, Arbeiter packen es mit riesigen Zangen und bringen es in die richtige Lage. Flammende Lichter wirft die Glut auf die angespannten Gesichter der Männer. Man meint, die sengende Hitze zu spüren, die in dem Raum herrscht, in dessen dampfiger Tiefe ein großes Schwungrad sichtbar ist. Vom in der rechten Ecke soll eine primitive Schirmvorrichtung gegen die Hitze schützen. Zwei halten hier ihre karge Mittagsmahlzeit. Ein junges Mädchen packt den Einkorb aus und blickt hoch, als würde sie fotografiert. Aber das Bild ist keine Fotografie: Adolph Menzel hat es 1875 gemalt, nach einem Besuch in Königshütte in Oberschlesien. Das alles ist sehr sachlich und ganz malerisch gesehen, noch ohne jede soziale Tendenz, und doch war es ein erster Schritt in ein neues Stoffgebiet der Kunst. Menzels „Eisenwalzwerk“ ist das erste deutsche Bild der Industrie-Arbeit.

Kamerad Witz und Klein-Has

Von Eduard Faesing

Wenn ich nicht irre, hieß er in Wirklichkeit Witzicwicowisk. Von den Kumpels aber wurde er nur Kamerad Witz genannt. Der volle Name war Ihnen viel zu lang. Kamerad jedoch sagten sie nur deswegen, weil er selbst die im Pütz übliche Anrede Kumpel vermied und statt dessen jeden mit „Kamerad“ ansprach.

Eines Tages sprach erstmals an der Aidschläger hatte eben sein Signal an den Maschinisten gegeben. Der Förderkorb senkte sich erst langsam und fiel dann schneller und schneller. Das schleifende Geräusch an den Spurrollen schwoll an. Wir standen auf der ersten Etage des Korbes. Da es die letzte Abfahrt der Mittagschicht war, befanden sich nur vier Mann auf dem Korb. Vielleicht hatte ihm diese Tatsache bewogen, mich anzusprechen.

Er sagte: „Kam’rad, willst du nicht treten bei im Verein Glückauf?“ Ich sah ihn überrascht und prüfend an. Auch ein Kumpel liebt es, den Neuling zu verälsbern. Sein Gesicht jedoch zeigte einen feierlichen Ernst. So fragte ich: „Was für ein Verein ist das?“

„Wenn sich Kam’rad stirbt auf Grube, wird sich mit Trompete verblasen“, sagte er in einem Ton, als sei dieses „Verblasen“ die höchsteirdische Auszeichnung einer Gestorbenen.

Die beiden anderen Kumpels grinsten. Irgend etwas in mir bewog mich, ernst zu bleiben. „Eine schöne Sache“, sagte ich, „aber es hat doch wohl noch eine Weile Zeit, denn ich bin ja noch reichlich jung.“ Später könnten wir einmal darüber reden.

Von diesem Tage an war er mir zugetan. Obwohl ich fast immer mit dem letzten Korb der Seilfahrt einfuhr, wartete er stets unten am Schacht, um mich die zwanzig Minuten bis zu meinem Revier zu begleiten. Unterwegs gab er mir manchen guten Ratschlag. Meistens aber sprach er von „Klein-Has“.

Klein-Has war in Wirklichkeit ein Kaninchen, und zwar eine Art von Weltwunder. Es war außergewöhnlich schlau und besaß nebenbei die Gabe, kommende Unglücksstage vorher zu ahnen. Klein-Has fraß dann kaum, saß traurig irgendwo in der Küche seines Herrn und bewegte abwechselnd das linke und rechte Ohr vor und zurück. An allen sorglosen Tagen aber hoppelte Klein-Has in der Küche umher, begleitete seinen Herrn durch den kleinen Garten oder ließ sich dazu herab, von dem schwarzen Kater des Kumpels als Wärmekissen benutzt zu werden.

Nachts schlief Klein-Has vor dem Bett des Kumpels. Natürlich glaubte ich nicht alles, was er von seinem Kaninchen erzählte. Aber ganz langsam wurde Klein-Has doch zu einem Band, welches mich immer enger an den



Zeichnung: Kalbenbach

ich ihn und seine Frau hin und wieder in ihrem kleinen Häuschen. Er und sie waren nette, liebe Gastgeber und hatten ihren besonderen Spaß, daß ich mich auch mit Klein-Has anfreundete. Während solcher Besuche war Klein-Has immer von toller Ausgelassenheit.

Eines Tages aber begrüßte mich Klein-Has zwar mit einigen Hossporn, zog sich dann jedoch zurück und setzte sich in die Herdnähe, um dort still sitzen zu bleiben. Nur seine Ohren wackelten unaufhörlich vor und zurück. Eines vor, eines zurück. Eine unanständige, unaufhörliche.

Als Kamerad Witz das sah, wurde er blaß, verlegen und schweigsam. So verabschiedete ich mich schon vorzeitig. Schweigend geleitete er mich durch den Garten. Dann aber preßte er plötzlich krampfhaft meine rechte Hand und bat mich, am nächsten Morgen nicht einzufahren.

Erstaunt fragte ich: „Aber warum denn nicht?“

„Hast du gesehen Klein-Has! Hat nicht gemacht Klein-Has so und so?“, rief er beschworend und lehnte seine Hände offen gegen beide Ohren und bewegte sie vor und zurück.

Es sah drollig aus und doch vermochte ich nicht zu lachen. Erst auf dem Wege nach meiner Wohnung lachte ich ein paarmal zornig über

den Unsinn seines Aberglaubens. Ich nahm mir fest vor, ihm am nächsten Tage offen meine Meinung zu sagen. Ich kam nicht mehr dazu.

Als er anderntags unten am Schacht auf mich wartete und mir schon die Hand zum Gruß entgegenstreckte, traf ihn eine große Stahldramme, die sich irgendwo gelöst hatte, den Schacht in seiner ganzen Höhe durchflog und dann unten auf eine Verstrebung aufschlagend, ihre tödbringende Richtung erhielt.

Er gab keinen Laut von sich. Einen Augenblick zeigte sein Gesicht Erstaunen und Schmerz. Doch dann sah man ganz deutlich ein zartes Lächeln um seinen Mund liegen. Ich stand wie erstarrt, hielt meine Hand noch ausgestreckt, als die Kumpels ihn schon auf die Bahre legten.

Drei Tage später war seine Beerdigung. Mit Musik, wie er es so gewünscht hatte. Ein Riesenauflieger von Kumpels war vertreten. Ich, damals noch furchtbar schüchtern, mitten unter ihnen, bis der Pastor gesprochen hatte. Dann geschah es.

Ich weiß heute noch nicht, wie es eigentlich dazu kam. Plötzlich stand ich am Grabe, blickte in viele hundert fremde Gesichter und sprach klar und deutlich eines meiner Gedichte, und zwar jenes, das der tote Kamerad immer so gern gehört hatte. Ich sprach zum ersten Male öffentlich, und dummerweise liefen mir dabei die Tränen in Strömen über mein Gesicht. Aber das störte mich kaum. Erst als ich das letzte Wort heraus hatte, lief ich blutrot an ...

Es kostete mich viel Überwindung, am nächsten Tage einzufahren. Ich fürchtete mich vor den Stirnleben der Kumpels. Aber die Kumpels können prächtige Kerle sein. Sie alle drückten mir nur stumm die Hand.

Moral

Ein moralischer Leser geriet an eine literarische Schlußfrigkeit, rutschte aus und fiel hin.

„Sie häßlicher Schnutzen und Schund!“ fluchte der Leser.

„Das tut mir aber leid!“ sagte die Schlußfrigkeit. „Darf ich Ihnen wieder auf die Beine helfen?“

„Wenn ich schon einmal ausgerutscht bin“, sagte der Leser, „möchte ich noch einmal im Schlußfrigen bleiben!“

Mond und der Hund

Ein Hund bellte den Mond an. Der Mond lächelte mokant: „Sie kommen mir wie ein Hund vor, der den Mond anbellt!“

„Reden Sie keine albernen Sprichwörter!“ sagte der Hund. „Ich heiße Sie nicht an, sondern ich beneide Sie!“

„Wieso?“ fragte der Mond.

„Sie sind der einzige Mittäufler, der sich aus allem heraushalten kann.“



Schwarze Mamba, Fakire und Bambushaare

Von Irmgard Keun

Es ist gut, Zeitungen zu lesen, um gegen die ehemaligen Gefahren des Lebens gewappnet zu sein. Wie ich immer wieder durch einschlägige Kurzgeschichten erfahre, sind die schrecklichen Gefahren seit vielen Jahrhunderten unverändert geblieben. Gestern erst las ich im sieben verschiedenen Zeitschriften sieben verschiedene Geschichten über die schwarze Mamba.

Fürstend liegt die schwarze Mamba an der Spitze gemeingefährlicher Giftschlangen. Der von ihr Gebissene hat unter sensationellen Qualen zu sterben. Manche Autoren halten fest an der Kobra. Sie ist auch nicht schlecht, aber die schwarze Mamba ist besser. Meistens ringt sie sich auf tropischen Abendgesellschaften um den Fuß einer noch jungen Gouverneurin mit feinen und ansprechenden Zügen. Alle Anwesenden erstarrten vor Entsetzen, die leise Bewegung muß einen furchtbaren Tod herbeiführen. Nach Ablauf einer spannungsreichen Stunde wird die Dame auf wunderbare Art gerettet und hat schneeweiße Haar bekommen, das auf Jahre hinaus einen markwürdigen Kontrast zu ihrem jugendlichen Antlitz bildet und ihrem Gatten stets aufs neue — bei nunmehr europäischen Bowlinggesellschaften — Gelegenheit bietet, das Abenteuer mit der schwarzen Mamba vorzutragen. Nur wegen des Effekts mit dem schlagartigen Weißsein des Haars umringt die Mamba mit Vorliebe die Füße jüngerer Damen. Sollte an der Straßenbahnhaltestelle jemals eine schwarze Mamba auf mich zukommen, so brauchte ich nur schnell eine weiße Rokoko-Perücke aufzuhilfen, und die Mamba wäre überlistet und ich gerettet.

Es verleiht mir auch ein Gefühl wunderbarer Sicherheit, zu wissen, welche Folgen es hätte, wenn ich einen Fakir beleidigte, einen Derwisch oder das Mitglied einer tibetanischen Geheimsekte. Meine Kränkung eines Fakirs würde folgende Geschichte ergeben:

Herr befindet sich in einem orientalischen Hafen in Begleitung eines weltweisen Freunde. Ein Fakir-Typ, an dessen linkem Mittelfinger ein eigenartiger Skarabäus blinkt, nähert sich mir und wünscht mir den Ring zu verkaufen. Mit einer flotten Hand-

bewegung lehne ich ab und begegne mich trällernd auf das mir zustehende Schiff. Mein weltweiser, mit den Geheimnissen des Orients vertrauter, Freund prophezeit mir furchtbares Unheil und bleibt während der Überfahrt umwölkt, während ich mich mit zynischer Leichtfertigkeit heiteren Bordspielen widme. Nachdem ich mich einige Zeit an Land befindet, sinkt ich plötzlich geheimnisvoll sterbend zusammen. Mein brechendes Auge sieht im Hintergrund einen Mann ruhig durch die Menschenmenge schreiten. An seinem linken Mittelfinger blinkt ein eigenartiger Skarabäus.

Statt in Hafen treten die Fakire zwischen den Tischen einer Hotelterrasse auf, und Gnade Gott, wenn man sie dann mit einer Handbewegung verschacht. Sie sind ungeheuer empfindsam und durch einen Hauch zu beleidigen. Woher als das Geld nehmen, um ihren Beleidigern über Erde und Ozeane nachzureisen, obwohl sie doch vorher darauf angewiesen waren, ihren besten Skarabäus zu verscherbeln, bleibt ihr größtes Geheimnis. Kein Autor konnte es bisher lösen. Dank aufklärnder Lektüre habe ich Fakir-Typen mit noch so stechenden Augen nicht zu fürchten. Solange ich noch eine halbe D-Mark in der Tasche habe, werde ich Ihnen abkaufen, was sie

Dieter Finnern **Aber vornehm war's!**

„Es ist gar nicht so teuer“, sagte Uschi, „und außerdem ist es sehr vornehm, du könntenst ruhig mal mit mir dorthin gehen!“ Wir gingen also hin. Es war mein erster Barbesuch und wirklich sehr vornehm. Am vornehmsten war der Ober in seinem eleganten Frack. Als er das erste Mal an unserem Tisch vorüberzuschreiten und ich rief: „Hallo, Herr Ober!“ war er nur einen neiderfüllten Blick auf mein kariertes Sporthemd. Zehn Minuten später erschien er sbermals in unserer Nähe.

Herr Ober, eine Flasche Sekt!“ bedeutete ich, denn Uschi hatte mir gerade erklärt, daß sie gestern ihr Gehalt bekommen habe. Der Ober gab keine Antwort — „Ober in vornehmen Bars geben sie eine Antwort!“ zischte mir Uschi zu. „Komm, wir tanzen inzwischen mal.“ Wir waren das einzige Paar auf der Tanzfläche, doch Uschi meinte, daß sie immer so in vornehmen Bars. Ich wurde nervös, als ich sah, wie ein Herr eine Flasche Sekt bezahlte — ich kann nämlich Uschis Gehalt. Und nachdem wir das drittmal ausgerutscht waren, intonierte die Kapelle einen Tusch, dann applaudierten einige Gäste, und dann flüsterte mir ein Herr ins Ohr: „Nicht übel die Nummer, muß nur noch etwas durchgearbeitet werden!“

Auf dem Wege zu unserem Tisch kamen wir an der Bar vorbei. Da stand doch unser Ober und goß sich aus einer Flasche Sekt ein. Ich begab mich zum Geschäftsführer. Es war ein freundlicher älterer Herr im Smoking. „Herr Geschäftsführer!“ sagte ich. „Vorhin bestellte ich bei

wollen, und sie noch dazu mit seiden-sampter Liebenswürdigkeit zu einem kleinen Hellen und einem Schnittchen Käse in die nächste Wirtschaft einzuladen.

Gott sei Dank weiß ich auch, was es mit Bambushaaren auf sich haben kann. Da gibt sich ein munterer weifer Jäger im Busch einem eingeborenen Weib hin. Eines Tages erscheint mehr oder weniger willkommen die Ehefrau. Die Eingeborene würgt ihre Abdankung nicht schlicht herunter, sondern meint entweder dem Manne oder der Frau Bambushaare oder Schaurbarthaare eines Tigers ins Essen, schlängelt sich katzenartig ins Dschungel und bleibt unauffindbar. Der Tiger- oder Bambushaar-Esser stirbt unter scheußlichen Qualen. Rettung ist nicht möglich. Sollte ich jemals einen Mann im Urwald haben, so könnte kein Gott mich dazu bringen, seine dunklen Idylle zu stören.

Ich weiß nahezu alles über schwarze Mamba, Fakire, Bambushaare, Kampfmethoden der Pygmäen, Kopfläger, Tropen-Ameisen und indische Pfeilgriffe. Meine Ausbildung als Orchideenjäger kann ich als lückenlos ansehen. Nur über europäische Dschungel bin ich leider kurzgeschichtlich noch nicht genügend aufgeklärt worden und finde mich darum auch nicht darin zurecht.

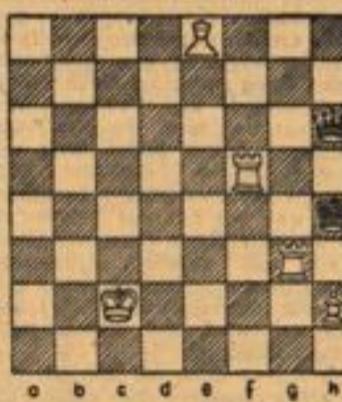
Waagerecht: 1. siehe Anmerkung, 5. siehe Anmerkung, 10. Lebbaum, 11. Geistespflanze, 12. Erzbischof von Mainz (Sage von Biener Mäusesturm), 15. Nibelungenfigur, 17. Zufluß zur Mittelmeere, 18. luftförmiger Stoß, 20. Gewebe, 21. Hausrat, 22. Gesteinsformation, 24. französische Straßenbezeichnung, 25. siehe Anmerkung, 26. persönliches Fürwort, 20. Staat der USA, 31. französisches Wort für Gold, 32. sportlicher Erfolg, 33. japanische Münze, 36. Männername, 35. Wüstenstaat, 40. siehe Anmerkung, 41. Nebenfluß der Donau, 42. deutsche Spielkarte, 43. und 44. siehe Anmerkung.

Senkrecht: 1. Sittliche Wollen, 2. Verbrechen, 3. Zufluß zur Elbmündung, 4. akustischer Begriff, 5. Abkürzung für „im Ruhestand“, 6. Waldtier, 7. schwarzer Italienischer Dichter, 13. Ausruf des Versteinens, 14. Bewohner einer Großstadt am Rhein, 15. australischer Vogel, 16. betagter Herr, 19. Prunkzimmer, 22. Floria, 23. Nebenfluß der Weichsel, 26. jugoslawische Hafenstadt in Dalmatien, 29. Schlangenart, 28. kleinste Abhandlung, 29. Mädchenname, 31. Fett, 32. Fensterwachstum, 33. Männername, 37. Berischer Körperteil, 39. siehe Anmerkung, 40. finnische Hafenstadt, 42. Strom in Sibirien. (ch = 1 Buchstabe).

Anmerkung: 1. ist die zweitgrößte Insel Griechenlands, 4. die zweitgrößte der

Schachaufgabe Nr. 61

W. Hecke, Wunstorff



MATT IN DREI ZUGEN

Weiß: Kc2, Tf5, g3, Le8, Bh2 (5).

Schwarz: Kh4, Dh6 (2).

Neue Briefmarken

PERSIEN



Nunmehr war kürzlich die zweite Hochzeit des Herrschers, von der die Tagesspresse ausführlich berichtete. Diesmal gibt es sechs Wertzeichen mit zwei verschiedenen Aufnahmen zu 5 D. (violett), 25 D. (blau), 30 D. (grün), 1 R. (braun), 1,50 R. (karmin) und 2,50 R. (blau). — bba

In Berlin zwangen zwei Männer einen Juwelier mit vorgehaltener Pistole, aus dem Laden in die Küche zu gehen. Dann zog sich einer den weißen Kittel des Geschäftsinhabers an und räumte in aller Ruhe das Schaufenster aus. Auch den Geldschrank leersten sie. Als ein Kunde eine Uhr zur Reparatur brachte, wurde er zuvor kommend von dem stellvertretenden Juwelier im weißen Kittel bedient.

Zweitelloß durfte es nicht oft vorkommen, daß ein Souverän zweimal während seines Lebens die Öffentlichkeit mit „Hochzeitsmarken“ besucht. Am 15. März 1939 heiratete der Schah Riza die schöne Prinzessin Farwya von Aegypten und damals gab es aus diesem Anlaß fünf Hochzeitsmarken mit dem Bild des Paares.

Die ersten Berichte über die Deportierungen, die wir in die Außenwelt unter größten Schwierigkeiten sandten, trafen auf Gleichgültigkeit und Unglauben. Die Welt war tynisch und militärisch gegenüber Greuelmärchen. Die leere Stille sprach Hohn. Wir standen ganz allein und verlassen.

Aber es ging weiter, und die Schandtaten an dem, was Gott erschaffen haben soll, dem Menschen, sie erreichten noch furchtbares Ausmaß. Dann war Warschau vernichtet.

Goldstein schließt das Ghettokapitel mit den Worten:

„Ich blide umher nach dem, was die Juden in Warschau gewesen waren. Eine Hoffnung füllte ich da und ich fühlte sie auch jetzt. Möge dieses Meer der gähnenden Leere aufbroden und überschäumen, möge es die ewige

Verdammnis über die Mörder herausbrechen, möge es auf immerdar die Schande der zivilisierten Welt kundtun, die alles das anstellt und anhört und dabei unbeweglich und stumm bleibt ...“

Auf der letzten Seite sucht Goldstein von Amerika aus einen Sinn im Ueberdauern: es gelte Zeugnis abzulegen — nicht nur den Getöteten, sondern allen gegenüber, die Menschenansicht tragen. Und auch wir Leser wissen nach der Lektüre dieses erschütternden Buchs was unsere heilige Pflicht ist: niemals zu vergessen, dieses Buch zu verbreiten, und gerade jetzt wieder und ganz besonders jetzt uns einig mit den Toten und heiligen Eltern voll zu führen! Es gibt Geschehnisse, die niemals abgetan werden können.

L. Pringsheim.

Dwinger - wieder zur Stelle

Zu den Autoren, die glauben, daß die Zeit nun wieder für sie gekommen sei, gehört auch Edwin Erich Dwinger. Der ehemalige Erbbaumeister vom Hedwigshof bei Seeg im Allgäu hatte es nach dem ersten Weltkrieg in einem gründlich beackerten literarischen Revier, dem Los der deutschen Kriegsgefangenen in Russland, zu Erfolg und Namen gebracht. Bücher wie „Die Armee hinter Stacheldraht“, „Sibirisches Tagebuch“, „Zwischen Weiß und Rot“ etc. wurden in Massenausflagen gedruckt. Da sie nicht nur eigene Erlebnisse chronikalisch wiedergaben, sondern ganz im Sinne der nationalsozialistischen Machthaber, auch soldatische Weltanschauung predigten und mit verblassen politischen Spekulationen von 1918 dann sang- und klänglos begraben deutschen „Ostreichtraum“ geschickt zu spekulieren verstanden, bekamen der ruhige Trommler und Rufer 1938 den halben Dietrich-Eckart-Preis.

Dwinger, der schon immer einen Reicher für günstige Konjunkturen hatte, scheint jetzt abermals Morgenluft zu wittern. Er hält nun einmal den Osten für sein geheiligtes Revier — und war es gestern der russische, so ist es heute die deutsche. Als Federflinker und versierter Schriftsteller schildert er auf 642 Seiten unter dem Titel „Wenn die Dämme brechen“, den Untergang

Ostpreußens und den Leidensweg seiner Bewohner. Die auffallende Familiärlichkeit gewisser Gestalten mit Figuren früherer Bücher legt den Verdacht nahe, daß Dwinger hier lediglich gesammeltes Material raffiniert „verarbeitet“ hat. Er kennt sich offenbar in der Clique der damaligen uniformierten Größen besser aus als im Herzen derselben, die auf den Straßen des Todes westwärts zogen. Mit reporterhafter Beweglichkeit ist Herr Dwinger überall dabei — und doch glaubt man ihm kein Wort. Dieses fatale Buch ist nicht mit dem Herzen, nicht aus einem wahren inneren Bedürfnis, sondern mit kalt rechnendem, spekulierendem Verstande geschrieben. Hat das der Inhaber des Königsberger-Kander-Verlags fortzuführen vorgibt, nicht bei der Lektüre des Manuskripts selbst empfunden? Oder war es allein der einst erfolgreiche Autoren-Nome, mit dessen Chancen man ein junges Unternehmen zu starten hoffte? Der deutsche Osten und die Millionen seiner unglücklichen Vertriebenen verdienen ein anderes Echo im Schrifttum der Gegenwart, eine würdige, glaubhafte Chronik der tatsächlichen Vergangenheiten, die nicht nur zu registrieren, sondern auch unerbittlich zu richten hätte. Auf dieses Werk waren wir noch. w.sch.

Vom Bildertisch

Vom heroischen Untergang des Warschauer Ghettos

Bernard Goldstein: Die Sterne sind Zeugen. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1940, 388 S.

Dieses Buch leitet ein mit der schlichten und würdigen Darstellung über die Person des Verfassers, Bernard Goldstein, von einem Freunde geschrieben. Der Bericht endet mit den Worten: „Die Heiden des Warschauer Ghettos sind im Kampf gefallen. Niemand soll auf ihren Gräbern sich eigener Namen rühmen.“

Dann beginnt Bernard Goldstein mit der Schließung der Warschauer Zustände kurz nach 1933; er schildert den hoffnungsvollen Anfang des „Allgemeinen Jiddischen Arbeiterbundes von Polen“, kurzerhand „Der Bund“ genannt. „Die wachsenden Gefahren vor Augen, arbeitete der „Bund“ unbekümmert weiter für die soziale, wirtschaftliche und politische Gleichstellung der Juden im Lande, für eine demokratische Organisation der Wirtschaft und eine gerechte Einteilung des Volksinkommens.“ Sie wußten, daß die Juden ihre Bürgerrechte nur wahren konnten, wenn sie bewiesen, daß sie sich selber zu schützen vermochten.

In ruhigen und ganz einfachen Tatsachenberichten wird von der Arbeit des „Bundes“, seinem angesichts der anwachsenden Gefahr der Judenverfolgungen immer notwendigeren Bestehen erzählt. Die Sprache steigt sich fast gegen den Willen des Verfassers, welcher beschieden seine Person völlig zurückstellt. Die Worte werden immer prägnanter mit den sich überstürzenden schauerlichen Ereignissen. Sie werden fast biblisch groß, wenn Goldstein schmerzerfüllt das bestialische Blutbad und die um ihr nacktes Leben kämpfenden, die wenigen Überlebenden des Ghettos schildert, welche tödlich auf leidenschaftlichen Straßen und Häusern noch den schwindenden Rest ihres Volkes, ihre zerstiegene Menschenwürde verteil-

digen. Es werden die unerhörtesten Tatsachen und Einzelheiten angeführt in diesem herzerreißenden Beobachtungsvon Untergangs seiner Rasse, seines Glaubens, und mit Bernard Goldsteins Stimme mischt sich das Aufstöhnen dieses geschändeten Volkes unter seinen Henkern.

Das Wort ist wahr; man fühlt es fast mit dem Stillstand seines eigenen Herzens, ja man reent fast den hoffnungslosen Lauf mit den Aermten, die noch glauben entstehen zu können.

Goldstein schreibt mit Blut von dem Endkampf des Ghettos, anders kann es nicht nennen. In hilfloser Empörung liest man:

„Das Ghetto wurde zu einem blutigen Tollhaus. Um seine eigene Haut zu retten, schloß jeder Jiddische Polizist täglich seine sieben Schlägtöpfe zum Verteidigungs-Altar. Er brachte, wen er zu fassen bekam: Freunde, Verwandte, ja sogar Mitglieder seiner engeren Familie. Es gab Polizisten, die ihre eigenen alten Eltern darbrachten mit der Erwischung, daß diese ja sowieso bald sterben würden! Mir fehlen die Worte, um Gheto in jenen Tagen zu beschreiben. Wir alle kamen uns selber wie lebende Leichenname vor, wie Geister, die dieser Welt nicht mehr angehören. Jeder Gedanke, jedes Wort traf den Tod. Der Tod schlug unser einziger Ausweg aus dieser unbeschreiblichen Höhle, in der wir wandeln.“

Dann kommt die unerbittliche Vernichtung des Gesamt-Ghettos, aller Freunde, ja des gesamten Warschau: „Ab und zu sah ich menschliche Gestalten angstlich die Straße entlang laufen. Sie blieben auch wohl stehen, sahen mich aus der Nähe mit irren verschreckten Augen, an in der Hoffnung, vielleicht in mir einen lieben Menschen zu erkennen, der sich irgendwie aus den Höllen gerettet, sich irgendwie aus den Teufelsklauen gerissen hatte.“

Mit ehrbarer Simples spricht aus seinen einfachen Worten die Wahrheit:

„Die ersten Berichte über die Deportierungen, die wir in die Außenwelt unter größten Schwierigkeiten sandten, trafen auf Gleichgültigkeit und Unglauben. Die Welt war tynisch und militärisch gegenüber Greuelmärchen. Die leere Stille sprach Hohn. Wir standen ganz allein und verlassen.“

Aber es ging weiter, und die Schandtaten an dem, was Gott erschaffen haben soll, dem Menschen, sie erreichten noch furchtbares Ausmaß. Dann war Warschau vernichtet. Goldstein schließt das Ghettokapitel mit den Worten:

„Ich blide umher nach dem, was die Juden in Warschau gewesen waren. Eine Hoffnung füllte ich da und ich fühlte sie auch jetzt. Möge dieses Meer der gähnenden Leere aufbroden und überschäumen, möge es die ewige



**BILDER
aus aller Welt**

Das Ding will nähen? — sagten vor hundert Jahren „Fachleute“, als sie die ersten Nähmaschinen kennengelernten. Immerhin wurden im Frühjahr 1851 die ersten Singer-Nähmaschinen patentiert, und in London feierte man das Jubiläum durch einen Rückblick auf die Entwicklung dieses Geräts. Fräulein Biedermeier präsentierte sich mit dem hundertjährigen Modell und Fräulein Atomzeitalter mit dem technischen letzten Schrei einer Nähmaschine.

Einen ganz besonderen Hochzeitskuß bekam die junge Frau Crocker, frischgebackene Gattin des Bärenkomponisten im neugegründeten Zirkus Grock. Hans Crocker ist es als ersten und einzigen gelungen, einem Bären das Fahren auf einem Hochrad beizubringen, aber wie man sieht, hat sich „Peter der Bär“ auch noch einiges andere bei seinem Lehrmeister absehen. Im Hintergrund lächelt Direktor Grock und denkt — mit möglich!



Nur mal ansehen dürfen die Londoner Vierlinge Mary, Patricia, Francis und Edna Cole ihre Tauforte, denn sie sind erst ein halbes Jahr alt, aber, weil sie in so seltener Vierzahl vor die Kameras treten, natürlich schon berühmte Persönlichkeiten.



Auf transportablem Schnee haben in Hampstead Heath (England) norwegische Studenten der Universitäten Oxford und Cambridge ein Skispringen ausgetragen. Dazu mussten sie sich eine künstliche Schanze bauen und 60 Tonnen Schnee aus ihrer Heimat holen. Der dreizehnjährige Henrik Lindemann wurde Sieger. Er ist der beste jugendliche Springer in seinem heimlichen Oslo Skiclub. (Foto: Friederich (3), dpa (3), Reuter (2)).



Auf transportablem Wasser kann man in einer süddeutschen Großstadt Motorboot fahren. Ein gewitzter Schauspieler hat sich diese sportliche Vergnügen als besondere Attraktion ausgedacht und reist nun umher mit einem Becken von 150 Kubikmeter Inhalt und 16 Booten mit Betriebsmotoren. Das Freischwimmerzeugnis brauchen die „künstlichen Wassersportler“ nicht mitzubringen. So tief ist das Wasser nicht.

Fridolin sah diese Woche: Verkehrswidriges Radfahren



Anstatt, wie man es tut normal,
Sich hinten auf das Rad zu schwingen,
Indem man tritt auf das Pedal.
— Dann wird der Start bestimmt gelingen —
Springt dieser Mann, wohl voll vom „Korn“,
Auf sein Vehikel nur von vorn.

Mit rasender Geschwindigkeit,
Nicht achtend alle der Gefahren,
Macht er sich auf dem Lenker breit,
Um endlich auffrei zu fahren.
Verrücktheit scheint das, riesengroß,
Fällt auf! Jetzt geht's erst richtig los.

Vom Lenker wechselt wie der Blitz
Zum Sattel hin mit starker Wade
Der Wahnsinnfahrer seinem Sitz
Und läuft jetzt auf nur einem Rade.
Wenn den so sah die Polizei,
Dann buchte ihn gleich sie bei.

Amadou.

Kritisches Rundfunk-Echo

Schweres Geschätz

Der Weihnachtswunsch mancher Rundfunkhörer, ihre Gebühren dem Sender zuweisen zu können, den sie am liebsten und am meisten hören, ist neuerdings durch den Mannheimer Bundesabgeordneten in Form eines Antrags auf entsprechende Regelung an die gesetzgebende Körperschaft der Bundesrepublik herangetragen worden. Zu den Motiven seines Antrags, der — wie man ruhig zugeben darf — einer binnens Jahresfrist erheblich angewachsene spezifisch Mannheimerischen Unzufriedenheit mit Radio Stuttgart entsprungen ist, hat sich der Herr Abgeordnete selbst in der Presse geschildert und zugegeben, daß sein Schrift zwar nicht „info einer Wette“, wie die bekannte Causal-Redewendung lautet, sondern eben aus „Verlängerung“ entstanden ist. Es handelt sich also eingestandenermaßen um einen Antrag „im Affekt“, denn von jedem Beurteiler: Milderungs- und Billigkeitsgründe im erhöhtem Umfang zugestanden werden müssen. Denn an sich ist die Demands des Volksvertreters, auch wenn man ihr erhebliche gesetzgebende Folgen wohl kaum prophezeien dürfte, in ihrer Ernstmaligkeit von außerordentlicher Bedeutung, ist sie ein besonderer ernster Appell an alle Stuttgarter und Heidelberg Stellen, und in der Begründung für seine Verjährung hat der Antragsteller klar und deutlich eine Reihe von Beschwerdenpunkten ins Licht gerückt, die wir in unseren funkkritischen Betrachtungen von Zeit zu Zeit nur leise anzudeuten uns bemühten.

In sachlicher und namentlich in finanzieller Hinsicht werden die zuständigen Stellen sich gegen den Antrag zweifellos ausgiebig zur Wehr setzen. Der Rundfunkdirektor wird ihnen aus anderen Gründen skeptisch gegenüberstehen, die heute nur kurz aufgezeigt werden mögen:

Wenn das unzufriedene Groß-Mannheim in geschlossener Zahl an Hand des angestrebten Gesetzes „Abbestellen“ des Südfunks auf dem Plan steht, deren Gebühren — neben dem Notopfer — wir einem an RIAS überwiesen würden, dürfte es immerhin zweitlaufhaft sein, ob Stuttgart noch den Willen und die Mittel aufbrächte, um im Rhein-Neckar-Gebiet den neuen Mittelwellen-Sender zu realisieren und zugleich die Versäuerung des UKW-Senders Königstuhl auf 5 und später auf 10 KW, die sich ohnedies schon verdächtig hinzieht, zur Vollendung voranzutreiben. Würde dann aber RIAS, würde ein anderer Sender, dem nun plötzlich aus der Mannheimer Gegend der Geldbriefträger eine Menge von Zweimarksscheinen ins Haus trüge, würde am Ende gar der monströse Südwestfunk, der sowieso für ein ganz gewaltiges Einzugsgesetz zu sorgen hat, würde irgend eine andere Sendestation die Planung des Südfunks zu Gunsten unserer Empfangsverhältnisse zu Ende führen? Das ist ebensoviel anzunehmen, wie die Erwartung, daß die mit den hiesigen Gebühren, dazu immer doch nur zeitweilig bedachten Sender nur allsoiglich die Pflege der Mannheimer Belange als ihre vornehmste Pflicht anzusehen hätten.

Vom kulturellen Standpunkt kommt noch hinzu, daß von sämtlichen Institutionen, die uns auf diesem Sektor erhalten geblieben sind, der Rundfunk die einzige ist, die mit einem festgestellten und dauerhaften Etat ihre weittragenden Aufgaben heute noch zu erfüllen vermag, und zwar nicht, wie unsere Bühnen von heute auf morgen, sondern auf lange Sicht. Rüttelt man an dieser Grundlage, dann wird das Funkprogramm wendbar werden wie das Repertoire eines „Geschäftsbüters“, und das Bühnen um die Kunst der Zuhörer-Menge wird dann auch auf diesem Gebiet das Niveau herabdrücken, das in

unseren Tagen — von überörtlicher Warte gesehen und beurteilt — noch jeglicher Beachtung und Anerkennung würdig ist. Hierbei dürfte der Südwestfunk vielleicht gerade deswegen ein besonderes Ansehen genießen, weil er Hörerwünsten gegenüber sich relativ ablehnend verhält und die große Linie seines Programms nicht den Briefschreibern, sondern seinen Persönlichkeiten am Mikrofon überläßt.

So bliebe in letzter Konsequenz jenes Antrags doch wohl nur die Errichtung einer „Bundes-Rundfunk-Hauptkasse“ zum Zwecke der Vereinigung sämtlicher Hörergebühren, sowie deren Aufschlüsselung und Verteilung an die einzelnen Sender, wodurch entweder diese anstelle ihrer seitherigen Unabhängigkeit zu Bündessammlungen würden, oder die alte Reichsrundfunkgesellschaft auf den Bundesbene wieder zu neuem Leben gelinge. Es wäre immerhin bedeutsam, wenn die Lawine einer derart großen Umorganisation durch den Mannheimer Stein des Anstoßes ins Rollen gebracht würde.

In den letzten Jahren der Reichsrundfunkgesellschaft hatte sich in Mannheim, wo man von jeher um die eigene Sendestellen und ihren Ausbau kämpfte, eine Arbeitsgemeinschaft der

Rundfunkinteressenten (Stadt, Theater, Akademie, Kunsthalle, Handelshochschule, Schulen, Kirchen) gebildet, als deren Vertreter der Schreiber dieser Zeilen zeitweilig im Stuttgarter Programm beiratzt war, und zwar mit der Aufgabe, die Interessen des Mannheimer Raums zu vertreten. Ähnlich hatten Stuttgart, Karlsruhe, Freiburg und andere Gebiete in diesem Gremium, dem keine Abgeordneten der Landtage angehören, ihre Delegierten sitzen. Neben dem Programmbeirat hatte der Rundfunkrat, in dem auch der Staat vertreten war, die Verwaltungsaufgaben zu überwachen, und der Sendeleitung stand außerdem noch eine von ihr zusammengesetzte Abhölkommision zur Verfügung. Heute ist der große Rundfunkrat aus Delegierten der Spitzerverbände zusammengesetzt, und damit mag es zusammenhängen, daß die Wahrnehmung regionaler Belange und Wünsche im hohen Rat der „großen“ Debattier-Linie zum Opfer gebracht wurde. Daß jene aber durchaus nicht ohne Bedeutung und Berechtigung sind, geht nicht nur aus der bekannten „Los-von-Stuttgart-Bewegung“, sondern auch aus den ansehnlichen Argumenten des Herrn Abgeordneten und aus dem schweren Geschätz hervor, das er nun in Bonn mit der Zielrichtung Stuttgart einzubauen sich vorgenommen hat. Warten wir das Weiteres ab!



Hermine Körner als „Irre von Chailly“

Zu dem Gastspiel des „Deutschen Schauspielhauses Hamburg“ am Samstag, dem 1. April in Heidelberg, am 2. und 3. April im Mannheimer Nationaltheater

Prof. Eugen Szenkar zu seinem 60. Geburtstag

Am Montag vollendet Eugen Szenkar, unter Operndirektor und Leiter der Akademiekonzerte des Nationaltheater-Orchesters, sein 60. Lebensjahr. Mit besonderer Freude wurde das Wörtchen „unser“ gebraucht, denn der herausragende Dirigent bleibt uns erhalten, was noch vor wenigen Wochen nicht sicher war. Natürlich kann in diesem Falle „unser“ kein einengendes Besitzverhältnis bedeuten, denn Künstler von dem Range Szenkars, zumal wenn, wie in diesem Falle, ihre Kunst keine nationalen und sprachlichen Grenzen kennt, gehören der Welt wie der ihm befreundeten Dirigenten Toscanini, Kleinerer, Kleiber und Bruno Walter. Eugen Szenkar ist, wie seine Akademiekonzerte und die von ihm dirigierten Opernwerke („Meisterstücke“, Hochzeit des Figaro, Rosenkavalier und Carmen“) gezeigt haben, kein „Virtuose“ des Taktsstocks, sondern ein genialer nachschaffender Künstler. Zur Charakteristik des Genialen gehört nicht nur der nicht erwerbbare „Geniale Funke“, sondern auch eine von diesem „Funken“ hervorgerufene Arbeitsbesessenheit. Bemerkenswert ist, daß sich Musiker und Sänger solcher echten künstlerischen Besessenheit gleichfalls fügen und ihr Letztes dem Dienst an der Kunst hingeben.

Dankbare Hörer werden an Prof. Eugen Szenkars Ehrentag seine Mitarbeiter und das durch seine Kunst seelisch bereicherte Publikum seiner gedenken und ihm weitere Jahrzehnte an mitreißenden künstlerischen Schaffens wünschen — Egoisten, wie die Menschen nun einmal sind.

Es mögen hier die wichtigsten Daten aus der ruhmvollen Laufbahn des Jubilars folgen:

Eugen Szenkar wurde in Budapest als Sohn des Komponisten und Chordirektors der Königl. Oper Budapest geboren. Seine musikalische Begabung zeigte sich schon sehr früh. Bereits mit 7 Jahren gab er Klavierkonzerte, mit 9 Jahren dirigierte er schon. Nach seiner musikalischen Ausbildung in Budapest und Wien nahm sein erstes Engagement das eines Komponisten an der Königl. Oper Budapest. 1911/12 kam er als Chordirektor und 2. Kapellmeister an das Deutsche Landestheater Prag. Dann wurde er 1. Kapellmeister an der Volksoper Budapest, darauf 1915 Kapellmeister in Salzburg und verband damit eine Lehrtätigkeit am dortigen Mozarteum. 1916 wurde er Hofkapellmeister am Hoftheater Sachsen-Altenburg. 1929 erfolgte seine Berufung als Opernchef des Frankfurter Opernhauses, in

dessen Orchester damals Paul Hindemith seine musikalische Laufbahn als Bratscher begann. Von dort ging er 1933 als Generalmusikdirektor an die Große Volksoper Berlin. Von 1934 bis 1935 wirkte er als Generalmusikdirektor der Kölner Oper.

Seit 1936 dirigiert Professor Szenkar bereits privatweise in Madrid, Buenos Aires, Antwerpen, London und anderen Städten. U. z. führte er das erste Gastspiel eines auswärtigen Ensembles an der Wiener Staatsoper.

Von 1934 bis 1937 war er Leiter der Städtischen Philharmonie Mannheim und musikalischer Leiter der Moskauer Großen Oper sowie Professor am Moskauer Konservatorium, ohne sich jedoch ideologisch zu binden. In dieser Zeit trat er, wie schon in den Jahren zuvor Gelehrtheit, in vielen russischen Städten, vor allem aber auch in westeuropäischen Städten, namentlich Paris, Amsterdam, Brüssel und Barcelona auf Tournées und Festivals gastweise zu dirigieren. Seine Dirigententätigkeit führte ihn auch nach Ägypten. Darauf ging er nach Amerika. 1939 wurde er dort Gründer und künstlerischer Direktor des Nationalorchesters in Rio de Janeiro und Dirigent am dortigen Teatro Municipal für die Kriegsüberreste. Ihm dankte nach dem Krieg bezog er auch wieder die USA, Havanna und Kanada in seine Tätigkeit ein. In New York dirigierte er oft das Orchester Toscanini's der NBC (National Broadcasting Company) New York.

KULTUR-KURZNOTIZEN

Hans J. Rehirsch, dessen Bühnenname „Juckensch“ vor kurzem in Hamburg herauskam, tritt jetzt mit seinem ersten Roman „Die Hexen von Paris“ an die Öffentlichkeit. Das Werk, das im Cotta-Verlag, Stuttgart, erscheint, schildert das Frankreich Ludwigs XIV.

Die Werke Hoffmanns v. Fallersleben sollen einer Mitteilung des Börsenvereins deutscher Verleger und Buchhändlerverbände in einer neuen Gesamtausgabe erscheinen die von der Hoffmann-Gesellschaft vorbereitet wird. Der Nachhall des Dichters der an verschiedenen Orten aufbewahrt wird, soll im Hoffmann-Archiv in Fallersleben zusammengeführt werden.

Heinrich Manns Roman „Professor Unrat“ ist jetzt unter dem Titel „Der blaue Engel“ — der auch für die Verfilmung mit Marlene Dietrich und Emil Jannings gewählt wurde — in einer Neuauflage im Aufbau-Verlag (Berliner Sowjetjektor) herausgebracht worden. Die erste Auflage von 30 000 Exemplaren war kurz nach ihrem Erscheinen vergriffen.

Molière als Sozialkritiker

Zum Gastspiel des Pariser Théâtre de Babylone in Stuttgart

George Dandin oder der betrogenen Ehemann von Molière wird in Deutschland seitens gespielt. Jetzt vermittelt ein Regisseur das jungen „Théâtre de Babylone“ aus Paris, das im Stuttgarter Theater seinen Auftritt nahm, die Bekanntmachung der Geschichte des reichen Bauern, der über seinen Stand hinaus heiraten und von seiner jungen adeligen Frau nach Strich und Faden betrogen wird. Für sie und ihren adeligen Anhang ist der Bauer, obwohl sein Geld ihre Finanzen sanieren, nicht viel mehr als ein Stück Vieh, dem man unbeschadet jeden Tort und jedes Unrecht antun darf. Innerlich zwar meutert der gequälte Mann, sich seiner echten Liebe bewußt, äußerlich aber wird er immer wieder von der Adelsclique in die Knie gezwungen. Ein solches Stück am Hofe Ludwigs XIV. war ein Wagnis, wurde aber ob seiner Komik mit Begeisterung aufgenommen, weil der hier kritisierte Adel die Kritik nicht bemerkte, da er die Handlungweise seiner Spiegelbilder auf der Bühne ja als durchaus richtig empfand und im Leben sich nicht anders benommen hätte. Die brauroße Situationskomik und der zeitlos-sittliche Gehalt der Fabel hielten das Stück bis heute lebendig, und die Darstellungskunst der jungen französischen Schauspieler, die mit einem gepflegten populären Stil die Komödie fast zu einem Volkstheater machen, sicherten ihm auch bei der Stuttgarter Première einen großen Erfolg.

Ein modern und flott gespielter Sketch von Luigi Pirandello, „Cecce“, Geschichte eines betrogenen Brüderlings, vervollständigte den Abend zu normalen Länge.

E.F.

Nach Holzbeins Holzschnittfolge „Totentanz“ hat der in Salzburg lebende Komponist Cesare Brägen ein Werk für zwei Klaviere geschrieben, das in München mit Erfolg uraufgeführt wurde. Es spielten der Komponist und der Salzburger Pianist Paul von Schildkowsky.

RUNDFUNKSENDUNGEN DER WOCHE

Süddeutscher Rundfunk Stuttgart

SONNTAG, 8. APRIL 1951

8.15 Hafenkonzert
8.30 Landfunk — Volksmusik
9.15 Geistliche Musik
10.30 Melodien am Sonntagsmorgen
11.00 Musik am Mittag
12.30 Aus unserer Heimat
14.00 Stunde des Chorgesangs
14.30 Kinderfunk
15.00 „Profil“ — Schauspiel von F. Kafka's Roman „Amerika“ Gide u. Jean-Louis Barrault
20.00 Vom Appenzell zum Wallis (Schweizer Volksmusik)
22.00 Tanz und Unterhaltung

DIENSTAG, 10. APRIL 1951

8.00 Unterhaltungsmusik
8.15 Kreis und quer durch Deutschland
11.30 Tanz und Reigenhelder
12.45 Wie läuftest du deine Pferde
13.00 Echo aus Baden
14.00 Nachmittagskonzert
15.00 Frauenfunk
17.05 Virtuose Musik
17.45 Südwestdeutsche Heimatpost
18.30 Klänge der Heimat
18.30 Gartenfunk
20.00 Opernmelodien
22.00 Tanz und Unterhaltung

DONNERSTAG, 12. APRIL 1951

8.00 Marktredwitz
11.45 Altitalienische Orchestralmusik
12.45 Schnellste und billigste Schweinemast
13.00 Kulturelle Vorschau
13.00 Echo aus Baden
13.45 Der gefannte Bussard
14.00 Konzertstunde
17.45 Südwestdeutsche Heimatpost
18.30 Broadway-Melodien
20.00 Tanz und Unterhaltung

SAMSTAG, 14. APRIL 1951

8.00 Die Frau im öffentlichen Leben
11.15 Gedanken zum Tabakskanu
12.45 Musik am Mittag
13.00 „Profil“ — Schauspiel von F. Kafka's Roman „Amerika“ Gide u. Jean-Louis Barrault
14.00 „Hercampus“, Geschichte eines Zirkus
14.00 Familie Staudenmaier
22.00 Die schöne Stimme
22.30 Tanzmusik

MONTAG, 9. APRIL 1951

8.15 Melodien am Morgen
8.30 Klaviermusik
10.15 Schulfunk
10.45 „Wenn Besuch kommt“
12.00 Echo aus Baden
15.00 Kreis und quer durch Deutschland
15.30 Märchen: Wie die kleine Felicitas den Meeresfischer besuchte
18.00 „Profil“ — Schauspiel von F. Kafka's Roman „Amerika“ Gide u. Jean-Louis Barrault
19.30 Südwestdeutsche Heimatpost
20.00 Diskussion: Will die Jugend das wirklich?
21.30 Badesavous am Montagabend
22.00 Zur Lage in Ostasien
22.15 „Liebeserklärung an den Balkon“, Hörspiel

MITTWOCH, 11. APRIL 1951

8.00 Frauenfunk gibt Rat
8.15 Kleines Konzert